



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kade, Reinhard: Christian Günther in Leipzig

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nicht verschuldet, nicht in Betracht kommen. Man vergleiche damit die Ansicht des Verfassers des erwähnten Aufsatzes, daß die Zurechnungsfähigkeit ein Zweckmäßigkeitsbegriff sei, indem sie den Geisteszustand bezeichne, der als Vorbedingung gelte, um die Vorteile der Gesellschaft zu genießen, andererseits den Zustand, wo der Einzelne seine Gebundenheit durch die Gesellschaft in Form der Strafe anerkennen müsse.

Für die Gegenwart erscheint übrigens die Frage, ob der moralische Schwachsinn als Strafausschließungsgrund gelte, durch die Rechtsprechung des Reichsgerichts in verneinendem Sinne erledigt. Auch für eine künftige Gesetzgebung wird sie verneinend zu entscheiden sein, man müßte sich denn entschließen, moralisch schwachsinnige und Gewohnheitsverbrecher in Erziehungs- oder Sicherungsanstalten unterzubringen.



Christian Günther in Leipzig

Von Reinhard Kade



Am August 1717 kam der schlesische Dichter Christian Günther in dem Alter von zweiundzwanzig Jahren aus Wittenberg nach Leipzig. Als Student der Medizin hatte er in Wittenberg nur wenig geleistet, auch sein Dichterruhm leuchtete bisher nur schwach, er gründete sich nur auf fabrikmäßige Gelegenheitsarbeit. Da lockten ihn freundschaftliche Beziehungen und der Ruf der Leipziger Universität, er betrat das „angenehme Pleißathen,“ und nun beginnt, wie mit einem Schlage ein Umschwung in seiner geistigen Entwicklung. Wie ein dunkler Traum liegen die wüsten Erinnerungen des Wittenberger Aufenthaltes hinter ihm, neues Hoffen, neues Wollen erfüllt ihn, über Erwarten schnell erstehen dem jugendschönen, geistvollen Manne gute Verbindungen, ihn selbst umgibt bald ein Kreis anregender Freunde, die in Leipzig die alte Schulzeit aus Schweidnitz erneuern.

Im Vordergrund seiner Leipziger Gönner und Freunde steht Burkard Menke, der teilnehmende Förderer aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, der Dichter und Gelehrte und Vorsteher der Deutschen Gesellschaft in Leipzig, der, wie Thomafius, darnach strebte, die herrschende lateinische Sprache durch die Muttersprache zu verdrängen. Günther war durch einen seiner schlesischen Freunde, der eine Tochter Menkes zur Braut hatte,

in Menkes Hause eingeführt worden. Näher führte sie beide das gemeinschaftliche Wohlgefallen an der Dichtkunst zusammen. Denn auch Menke machte unter dem Namen Philander von der Linde satirische Gedichte. Sie verrieten zwar wenig poetische Kraft, und Günthers Urteil läßt sich durch Nebenrückfichten beeinflussen, wenn er von Menkes Liedern sagt:

Gerat' ich in das Buch bescheidner Scherzgedichte,
So jagt Demokritus den Cato vom Gesichte.

Aber was oft mehr als die eigne Begabung hilft, ist die anregende Art und das Verständnis. Menke fühlte warm, erkannte offenbar in Günther den hochbegabten Dichter und suchte auf seinen verwirrten Lebensweg ordnend einzuwirken. Er führte ihn deshalb der vergessenen Medizin wieder zu, er veranlaßte ihn noch 1718 ein längeres Gedicht auf den weltbewegenden Passarowitzer Frieden (1718) zu schreiben, in der Hoffnung, dadurch die Augen des Dresdener Hofes auf den jungen Dichter zu lenken. Günther strengte die ganze Vollkraft seines urwüchsigem Talentes an. Wie prachtvoll anschaulich ist z. B. folgende Strophe, wie unmachahmlich giebt sie die Kriegslage und die Stimmung der Zeit wieder:

Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr
Und horcht, wie Nachbars Haus erzähle;
Hans ist und schneidet doppelt vor
Und schmirt sich dann und wann die Kehle.
„Da, spricht er, Schwäger, seht nur her,
Als wenn nun dies die Donau wär“
(Hier macht er einen Strich von Biere)
„Da streiften wir, da stund der Feind,
Da ging es schärfer, als man meint.
Gott straf! Ihr glaubt mir ohne Schwüre.“

Leider hatte diese bedeutendste Leistung Günthers aus seiner Leipziger Zeit nicht die gewünschte Wirkung. Das Gedicht wurde über einer elenden Lobhudelei eines gewissen Valentin Pietsch vergessen, und nur das frei urteilende Deutschland erkannte den Wert, indem es eine Geldsammlung zu Gunsten des unbemittelten Dichters veranstaltete. Auch der Gedanke Menkes, Günthern als Hofpoeten an den kurfürstlichen Hof zu bringen, mußte bei dessen hitzigem Wesen, das zu allem eher als zu einer Zeremonienmeisterstelle paßte, fehlschlagen. Aber erkannt hat Günther in allem, was Menke that, den guten Willen dieses trefflichen Mannes, von dem er gelegentlich sagt, „er habe mehr an ihm gethan, als er kaum, wie weit er denke, seinem Lob erwidern kann.“

Und wie gefiel dem Jüngling erst Leipzig selber, das er oft als „Philuris“^{*)} feiert, „wo Kunst und Linden blühen Und Wit und Höflichkeit die Länder an sich ziehn!“ „Leipzig mustert Ansehn, Wort, Verstand und auch Geberden,

*) *Philúra* = Linde.

Läßt Glieder und Gestalt zugleich gelehrter werden.“ Athen könne man wohl für Leipzigs Tochter halten. Vor allem aber weilt er gern unter den Linden des Rosenthals:

In unserm Rosenthal ist hinter Weg und Wald
Ein angenehmer Hayn, der Nymphen Aufenthalt,
Den Still' und Einsamkeit zur Poesie bequemen
Und Ufer, Wies' und Teich recht in die Mitten nehmen.

Dort, „wo Pleiß' und Elster rauscht,“ will er „den feuzenden Gebüsch des dunkeln Rosenthals manch nasses Ach vermischen.“ Wenn er die Gesellschaft scheute, so wählte er das Rosenthal zum Arzte seiner Dual und zum Vertrauten seiner Liebe. Als dann auch schwere Stunden in Leipzig für ihn kamen, als der Vater ihm dauernd wegen seiner dichterischen Bestrebungen zürnte, da erfüllte er auch wohl mit Verzweiflungsangst „das Gebüsch der schönen Philiris, die dennoch seiner Not fast Mutterhände bot und, wenn es nah und fern auf seine Scheitel krachte, Empfindung, Furcht und Last ein gut Teil leichter machte.“ Es waren aber auch für Günther inhaltsschwere, bewegte Tage an der „grundgelehrten Pleiße“; da zog man nach „Solitz“ oder „nach Stettritz auf das Land“ und schrieb dann aus der Schenke an den vielbesorgten Vater: „Ich mache mir die Welt bekannt.“ Denn gezechet und Virginia=Knafter geraucht wurde weidlich in dem lustigen Leipziger Kreise:

Vom Morgen in die Nacht und durch die Nacht bis früh
Steht Kann' und Lampe voll, das grundgelehrte Vieh
Sitzt unter Rauch und Dampf, wie Engel in der Hölle,
Der sucht die Stuben schwarz, der parfümirt die Zelle.

Da wurde denn auch wohl das neuentstandene Studentenlied Günthers zum erstenmale angestimmt:

Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret.

Oder es hieß in kräftigerer Tonart:

Kostet auch den Wurzner Saft,
Gerstenblut macht Brüderschaft,
Fort, ihr Brüder, trinkt und schreit,
Weil ihr noch in Leipzig seid,
Und man in der schönen Stadt
Doch kein ewig Leben hat.

Beräumte auch Günther darüber ein Jahr lang, sich immatrikuliren zu lassen — er that es erst 1718 —, so waren es ihm doch „gülbene Zeiten“, und er gesteht selbst, daß in Leipzig „sein Geist gewachsen und sie trotz aller Unglückspossen nach Mentkes kluger Hand nichts freudigeres genossen, als wenn er früh und spät, nachdem es etwa kam, die deutsche Laute zur Hand nahm.“

Aber die beiden Leipziger Jahre sind auch mit reger dichterischer Thätigkeit gefüllt, obwohl Günthers Vater diese brotlose Kunst nie anerkennen wollte. Mit wunderbar leichter Schaffenskraft, die oft an einem Tag und in einer Nacht mehr als zweitausend Verse vollendete, dichtete Günther in Leipzig außer den Ergüssen seines eignen Seelenlebens gegen dreißig größere Gelegenheitsoden, die nebst dem Passarowitzer Friedenslied einen stattlichen Band füllen würden. Daneben vergaß man die Klassiker nicht; Daniel Wilhelm Triller*) giebt in seiner poetischen Verherrlichung Günthers Zeugnis davon:

Ich gedenk' noch oft und viel
An die angenehmen Stunden,
Die bei Phöbus Saitenspiel
Uns im Pleiathen verschwunden.

Damals mußt' Anakreon
Deutsch von dir verstehen lernen,
Und du fangst vom Lauf der Sterne
Einen geisterfüllten Ton.

Spielt Triller in den ersten Versen der zweiten Strophe unzweideutig auf Günthers Übersetzung des Anakreon an, so weisen die letzten Zeilen wahrscheinlich auf eine Nachahmung der Ovidischen Fasti hin, die schon ziemlich angewachsen und in ein dickes Buch in Quart geschrieben war. Daß Günther auch eine deutsche Ars amandi zu dichten schon in Leipzig beabsichtigte, erwähnt er selbst in einem Gedicht, in den „Letzten Gedanken“; das Thema paßte auch vortrefflich für ihn, dem „Leben Liebe“ galt.

Denn auch hier fehlte es dem Dichter nirgends an Liebe, wobei ihm der Wechsel die Sinne vergnügte. „Klug, thöricht, frei, furchtsam, stark, lang oder klein, Sie sein, wie sie wollen, ich finde mich drein.“ Kaum hat er die Schweidnitzer Leonore (Magdalis, Lenchen, Eleonore), seine wärmste Neigung, zu vergessen gesucht, als ihn im Herbst 1718 nach der Genesung aus einer schweren Krankheit schon wieder ein Mädchen zu leidenschaftlichster Liebe entflammt. Nun bleibt es ja seltsam und für alle Forscher ein schweres Kreuz, daß er die Leipziger Geliebte auch unter dem Namen Leonore verherrlicht hat. Daran zu zweifeln ist aber nicht möglich. Günther richtete mit Absicht eine künstliche Verwirrung in seinen Liebesverhältnissen an, um vorwitzige Spürnasen irre zu führen. Der Ton freilich dieser Leipziger Leonorenlieder unterscheidet sich wesentlich von dem der Liebesgefänge an die Schweidnitzer Geliebte. Hier ein derb sinnlicher Zug, dort zarte Innigkeit. Offenbar war die Leonore Leipzigs eine berechnende Kofette, „eine falsche Sirene,“ die sich zwar den Huldigungen des begabten Dichters willig hingab, aber ihm kein tieferes Gefühl entgegenbrachte. Wir wissen von ihr nur, daß sie eine Waise und vielleicht

*) Poetische Betrachtungen III, 101.

aus Schlesien war, und daß die Liebeszusammenkünfte auf — dem Johannis-
kirchhof stattfanden: „Sie führte mich an den schon oft besuchten Ort, wo
nichts als Graus und Nacht regieret und Tod und Stille triumphiret.“
Später gedenkt er ihrer nur noch ein paarmal, er giebt aus Dresden dem
Winde viel tausend heiße Küsse an sie mit und bittet an anderer Stelle das
edle Sachsen, dem „kleinen Lorchen“ nach dem Trennungsschmerz Ruhe zu
verleihen. Aber zwischen der ersten Leonore in Schweidnitz, die ihn sein ganzes
Leben hindurch gefesselt hat, und der Leipziger Namensschwester, die ihn mehr
in plötzliche Glut versetzte, drängt sich gleich zu Anfang der Leipziger Studenten-
zeit eine dritte Geliebte in sein leicht entzündbares Herz, die man bisher nicht
gewürdigt hat. Es sind ihr auch nur vier Lieder gewidmet: „An Rosette.“
Nur versuchsweise hat man die vier Gedichte in die Leipziger Zeit gesetzt, aber
viel hat man damit nicht anzufangen gewußt. Der neueste Herausgeber
Günthers, Ludwig Fulda, meint in einer Anmerkung, die Datirung sei nicht
sicher, doch sei es das wahrscheinlichste, diese Lieder auf eine vorübergehende
Neigung in Leipzig etwa im Sommer 1718 zu beziehen. Diese Vermutung
läßt sich zur Gewißheit erheben.

Sehen wir uns die Lieder etwas näher an. Das erste Gedicht giebt
freilich nichts als einen Vornamen des Mädchens: Rosette. Sie haben zu-
sammen ein Pfänderspiel veranstaltet, dabei sich die Hände gedrückt, und dieser
Druck, unschuldig in seiner Natürlichkeit, veranlaßt den Dichter zu folgendem
Wunschgedicht:

Ihr drückt mich zwar, ihr schwanenweiche Hände,
Ihr drückt mich zwar, doch leider nur aus Scherz.
Ihr fühlt den Puls, ihr weckt die schnellen Brände,
Ach, führt sie doch Rosetten in das Herz!
Welket ihr dabei
Den Ursprung solcher Dual,
Und sagt, es sei
Nichts andres als ein Strahl.

Ein holder Strahl der feuerreichen Blicke
Steckt unverhofft den Sitz der Freiheit an;
Da diese flieht, so bleibt kein Trost zurücke,
Als den mir noch die Liebe geben kann;
Aber ach, auch die
Giebt Finsternis auf Licht
Und zeigt zu früh,
Wie leicht die Hoffnung bricht.

Die Hoffnung bricht; ach Kind, du könntest retten,
Du siehst und hörst viel Sehnsuchtszeichen gehn;
Ich wünsche mir das Glück deiner Ketten,
Es giebt es selbst mein Finger zu verstehn.

Ach, erbarm dich noch:
 Und folgt auch kein Gehör,
 Vergeß ich doch
 Dein Wesen nimmermehr.

Der sanfte Händedruck begeistert ihn dann zu einem zweiten Gedicht auf sie mit ähnlichem Inhalt:

Versteht ihr auch, ihr sanften Hände,
 Warum euch mein Verlangen drückt?
 Die Freiheit, merkt' ich, geht zum Ende
 Und wird mir mit Gewalt entrückt.

Aber er weiß ihr nicht zu nahen. Ein flüchtiges Begeggen am Abend ist alles:

Und hätt' ich auch noch sonst zu hoffen,
 So wehrt es mir die kurze Zeit,
 Es steht kein Weg zum Umgang offen;
 Komm, selbige Gelegenheit,
 Und schaffe, daß ich zeigen könne,
 Wie zart und rein mein Herze brenne.

Ich weiß, die artige Rosette
 Erklärte sich vor meine Tren,
 Wosfern sie erst geprüftet hätte,
 Wie gleich ihr mein Gemüte sei,
 Und wenn sie aus Erfahrung wüßte,
 Was manch Verliebter dulden müßte!

Ich bin mit mancher umgegangen,
 Die noch wohl liebenswürdig wär;
 Bis jezo blieb ich ungesangen;
 Du, schönes Kind, kömmt ungesähr
 Und rührst mich gleich zum erstenmale
 Auch nur mit einem holden Strahle.

Selbst der Traum zaubert ihm ihr Bild vor, und so hofft er, daß sich verwirklichen werde, was er gesehen hat:

Dies alles ist wohl nicht vergebens,
 Der Himmel paart oft wunderbarlich;
 Zum Troste des betrübten Lebens
 Begehrt' ich sonst kein Kind als dich;
 Die Liebe könnte Mittel zeigen,
 Und heute — doch ich muß nur schweigen.

Eine eigentümliche Zurückhaltung klingt aus diesen Worten. Aber der Dichter wird wärmer und geht einen Schritt weiter. Er schreibt ein heißglühendes drittes Gedicht, worin er die Geliebte um einen Kuß bittet:

Ach, was ist das vor ein Leben,
 Niemals recht verliebt zu sein!
 Nichts kann Trost im Unglück geben,
 Als ein Kuß voll süßer Pein.

Reizt mich nicht an, große Titel,
 Oder rühmt mir etwan Geld;
 Schöne Redlichkeit im Mittel
 Ist mein höchstes Gut der Welt.

Neider fluchen, Spötter kränken,
 Alles hoff' ich auszustehn,
 Laß mir nur dein Angedenken
 Auf den Hoffnungsrosen gehn.

Nach dem Hauche deiner Lippen
 Gehst der Sehnsucht schneller Kahn:
 Ist die Lieb' ein Meer von Klippen,
 Nimm nur mich zum Anker an!

Aber das gute Kind hat die geheime Sprache nicht verstanden. So muß er ihr es denn noch ein wenig deutlicher sagen, und das thut er in dem vierten und letzten Gedicht:

Ich untersteh mich dir, galant- und trenes Kind,
 Ein schlecht gesetztes Lied verwegen darzureichen.
 Doch weil dein Schluß und Wort sein schönster Inhalt sind,
 So wird ein holder Blick auf dessen Zeilen streichen.

Den Sinn dieser Worte hat kein Erklärer Günthers bis jetzt durchschaut. „Ihr Wort“ soll der schönste Inhalt desjenigen Gedichtes sein, das er vorher als drittes an sie geschickt hat. Die Herausgeber haben nicht bemerkt, daß jenes dritte Liebeslied eines der akrostichischen Gedichte bei Günther ist, deren er eine ganze Anzahl geschrieben hat. Es konnte ihnen leicht entgehen, weil die ältern Ausgaben es ohne jede Markirung gedruckt, es also offenbar auch nicht bemerkt haben. Und was ergiebt der Anfangsreim? Den Namen: Anna Rosina Langin. Die Rosette der Dichtung tritt also in das Gebiet der greifbaren Wirklichkeit.

Wer war diese Anna Rosina Lange? Der Name Lange begegnet so häufig, daß eine Enthüllung fast undenkbar erschien. Zum Glück bot sich ein andres längeres Gelegenheitsgedicht Günthers dar, das uns den erwünschten Aufschluß gewährt, da es uns ihren Vater vorführt. Dieses Gedicht entstand: „Bei Herrn D. Gottfried Langens Erwehlung zum Bürgermeister in Leipzig.“ Lange wurde am 16. März 1719 zum Bürgermeister gewählt; Günther bezieht sich auf den Monat, wenn er sagt:

Und da sonst Näß und Wind den Merz verdrießlich machen,
 So läßt ihr warmer Schein Lust, Feld und Vögel lachen.

Lange folgte dem Bürgermeister Schacher im Amte, einem tüchtigen Manne, auf den Günther ebenfalls drei längere Gedichte geschrieben hat; es entsprach der Wahrheit, wenn Günther in dem Gedicht auf Lange sagte:

Jetzt hat ihm Wahl und Rang die Stelle zugebacht,
 Die Schachers frühe Flucht mit Ehren leer gemacht,
 Und also wird sein Bild auf Leipzigs Hoheits-Bühnen
 In jener langen Reih berühmter Väter grünen.

Auch die Fäden, die den jungen Dichter an den Bürgermeister Lange knüpfen, lassen sich aufdecken, sie weisen nach Schlesien, beider Männer gemeinsamer Heimat. Günther selber sagt:

Wird Greiffenberg was stolz und wächst sein Mut zu sehr,
So sei es ihm verziehn, denn jezo heißt's nicht mehr:
Die kleinſt' und niedrigſte der Städt im Vaterlande,
Aus ihr kommt jezt ein Haupt, das an dem Pleißenſtrande
Die Gegend der Geburt mit ſich zugleich erhöht,
Solang' ein Zug von ihm in Tagebüchern ſteht.

Ganz genau so verhielt es sich zwar nicht, aber viel fehlt daran nicht. Niemer in seinen Leipziger Annalen, die sich handschriftlich im Leipziger Ratsarchiv befinden, berichtet (Bd. II, S. 706): „Den 8. Nov. 1748 starb abends um 8 Uhr der geheimbde Kriegs-rath und Bürgemeister Hr. Joh. Gottfried Lange, gewesener Vorſteher der Kirche zu St. Thomae, nachdem er sein Leben gebracht auf 76 Jahr 9 Monat. Dieser hochverdiente Mann ist den 7. April 1672 zu Schwerta, nicht weit von Markkriſſa in der Oberlaußitz geboren worden, allwo sein Vater M. Caspar Lange Prediger gewesen.“ Schwerta liegt nun höchstens eine Stunde von Greiffenberg entfernt.

Dazu kam ein zweiter Berührungspunkt. Lange, wie Menke, liebte die schönen Künste, vorzüglich die Dichtkunst. Er hatte in seiner Jugendzeit sich selbst in Übersetzungen versucht, als er in Begleitung des Grafen von Wied auf der Ritterakademie in Wolfenbüttel weilte. (Vgl. Föchers Gelehrtenlexikon.) Damals hatte er den Eid des Corneille so musterhaft ins Deutsche übertragen, daß Gottsched davon entzückt war und ihn 1742 in den ersten Band seiner deutschen Schaubühne aufnahm, allerdings ohne Langes Namen zu nennen. Die erklärenden Worte Gottscheds in der Vorrede (Seite 16) werfen ein so schönes Licht auf Langes Tüchtigkeit, daß ich mir nicht versagen kann, sie hier zum Vorteil des Gesamtbildes herzusetzen. „Was die deutsche Übersetzung des Eid anlangt, so haben wir dieselbe einem vornehmen Manne zu danken, der sich durch viel wichtigere Verdienste, als die Poesie geben kann, zu den ansehnlichsten Ämtern emporgeschwungen hat. Er hat dieselbe bereits vor 42 Jahren*) und also in seiner Jugend verfertiget, als er mit einem jungen Grafen, den er als Hofmeister geführt, am Braunschweigischen Hofe gelebet: welchen damals der durchlauchtigste Herzog Anton Ulrich zu einer Residenz der deutschen Musen gemacht. Eben dieses durchlauchtigsten Herzogs Verlangen und Befehl munterte diesen geschickten Dichter auf, sich an die Übersetzung dieses Trauerspiels zu machen; und der Beyfall eines so erleuchteten Hofes, hat ihm die darauf gewandte Mühe reichlich vergolten. Ich habe mirs also für eine Pflicht geschäzket, diese wohlgeratene Übersetzung, die gleich da-

*) Die erste Auflage erschien 1699.

mals im Drucke erschienen, der Welt nochmals vor Augen zu legen; zumal ich nicht nur die Erlaubnis dazu von dem Herrn Verfasser, sondern auch eine von desselben eigner Feder verbesserte Abschrift davon zu erhalten das Glück gehabt.“

Günther verkehrte also unzweifelhaft in Langes Haus, das sich aufstrebenden jungen Geistern gewiß gern aufthat. Ein Sohn, später auch Mitglied des Rates, zu Günthers Zeit noch ein Knabe, genoß hauptsächlich als Nesthäkchen die Liebe seiner Eltern, doch auch das Wohlwollen der Freunde:

Der klein- und muntre Sohn, das hoffnungsvolle Kind,
An dem des Vaters Geist und Mienen kenntlich sind,
Kriegt, wie Paphrius, das Alter vor den Jahren.

Die beliebten Pfänder- und Schäferspiele wurden ins Werk gesetzt, vielleicht sogar von der Mutter Johanna Rahel, einer gebornen Feller, gern gesehen. Denn Bürgermeister Lange hatte drei Töchter, über die uns Niemer freilich nur wenig berichtet: „Von den drei Töchtern ward die älteste mit Herrn Hofrat Dr. Benedictus Dertel verheiratet, welcher aber kurz vor seinem Herrn Schwiegervater die Zeitlichkeit verlassen.“ Welche von diesen drei Mädchen Günthern nun so ausnehmend gefiel, ob es diese später vermählte gewesen ist oder eine der andern, bin ich nicht imstande zu sagen.*) Aber bewahrt hat er das Andenken an diese eine von ihnen noch lange, und als er von schwerer Krankheit ergriffen war, empfindet er noch „das zärtliche Gefühl und die treue Redlichkeit,“ die er einst Leonilden**) — so nennt er sie da — geweiht hat. Es war ein unglückseliges Geschick, daß sich auch diese Neigung zu einem Mädchen aus vornehmen Kreisen zu keinem dauernden Bunde gestaltete.

Ein merkwürdiger Zufall ist es, daß auch der junge Goethe, mit dem Günther oft verglichen worden ist, sechzig Jahre später als Leipziger Student in dem Hause eines Leipziger Rathsherrn, namens Lange, des kurfürstlich sächsischen Hofrats Dr. Johann Gottfried Lange, aus und ein ging. (Vgl. darüber die zuerst im 7. Bande des Goethejahrbuches veröffentlichten Briefe Goethes an seine Schwester Cornelia). Dieser Lange war der Sohn von dem, in dessen Hause Günther verkehrt hatte.

*) Leider ist in den Taufbüchern der Leipziger Kirchen Anna Rosina Lange nicht aufzufinden. Vielleicht besaß die Familie ein Gut in einem Kirchdorse in der Nähe Leipzigs, und die Kinder sind dort geboren und getauft worden.

**) Leonore ist an dieser Stelle nicht zu lesen, da er diese erst nach der Krankheit, in der dieses Gedicht geschrieben wurde, kennen lernte. Vgl. L. Fulda, Seite 114.

